



Sven Lager | Gerold Vorländer

Jeder Mensch will *ankommen*

Erfahrungsberichte und Anregungen
für die Arbeit mit Geflüchteten



BRUNNEN

Sven Lager | Gerold Vorländer

Jeder Mensch will ankommen

Erfahrungsberichte und Anregungen
für die Arbeit mit Geflüchteten

© Brunnen Verlag Gießen 2017
Umschlagfoto: Aman Ahmed Khan/shutterstock
Umschlagillustration: Seita/shutterstock
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: DTP Brunnen
Druck: CPI Books GmbH, Leck
ISBN Buch 978-3-7655-2076-1
ISBN E-Book 978-3-7655-7476-4

www.brunnen-verlag.de



Der Sprung ins Wasser – Alex erzählt

Zwei Stunden lang schwamm ich im Mittelmeer. Unser Boot, das uns von Libyen nach Italien bringen sollte, war eins von den vielen, die gekentert sind. Gott sei Dank sah ich die Gefahr frühzeitig und hab mich mit einem Sprung ins Wasser gerettet. Die meisten anderen sind ertrunken, als das Boot umschlug. Im unteren Deck waren Familien. Die hatten keine Chance zu entkommen. Als ich dann im Meer schwamm, war um mich herum kein Leben – keine Menschenseele. Aber ich wusste, ich werde leben! Genau da habe ich die Ruhe und die Kraft Gottes in mir gespürt.

Irgendwann hat mich die italienische Küstenwache aus dem Wasser gezogen.

Schon 2006 bin ich aus Syrien geflohen. Damals gab es gerade die Verhaftungswelle von Oppositionellen durch das Assad-Regime und wie in den Vorjahren viele Menschenrechtsverletzungen durch staatliche Stellen. Und der IS kam immer weiter voran. Ich habe mich nach Libyen abgesetzt und dort erst mal als Journalist in einem syrischen Oppositionsbüro gearbeitet. Nebenher baute ich einen kleinen Laden für Laptopreparaturen auf und heiratete wieder.

Aber dann kam der IS auch nach Libyen. Eines Tages nahmen sie mich gefangen. Ich wurde monatelang eingesperrt und gefoltert. Aber irgendwie konnte ich Vertrauen zu einem meiner Wächter aufbauen. Ich hatte auch noch Geld. Und so hat der mir geholfen, zu fliehen und ein Boot nach Europa zu erwischen. Meine Frau und mein Sohn mussten leider zurückbleiben.

Von Italien kam ich mit der Bahn nach Deutschland, Frankfurt, Dortmund und von dort hat man mich nach Berlin geschickt. Ich weiß noch genau: Da stand ich im Hauptbahnhof mit einer Wegbeschreibung zu einer Notunterkunft in Spandau. Die hatte man mir beim LaGeSo (Landesamt für Gesundheit und Soziales, Registrierstelle) ausgehändigt. Aber ich hatte keine Ahnung, wo das ist und wie ich dahin finden sollte. Es war auch schon Abend. Da habe ich einfach auf Englisch eine etwas ältere Frau angesprochen, ob sie mir vielleicht helfen kann. Die schaute erst

mich an, dann den Zettel. Und dann sagte sie: „Kommen Sie, ich bring Sie hin.“ Dabei musste sie selbst gar nicht nach Spandau! Da fährt man ja bestimmt eine halbe bis Dreiviertelstunde hin vom Hauptbahnhof. Aber sie ist mit mir in die S-Bahn gestiegen und hat mich bis vor die Tür der Notunterkunft gebracht. Ich war tief berührt und ihr so dankbar. An diesem Abend habe ich beschlossen: Ich will Deutschland etwas zurückgeben. Wenn es hier solche Menschen gibt!

In Spandau musste ich erst mal einige Zeit ins Krankenhaus, wegen der Folterverletzungen, die der IS mir zugefügt hatte, und anderen Beschwerden, die von der Angst kamen. Einige Zeit später lernte ich durch zwei Künstlerinnen aus Weißensee bei einem Projekt Sven Lager kennen. Der leitete das erste Sharehaus in Kreuzberg. So ein Nachbarschaftsprojekt, wo jeder hinkommen und etwas gestalten kann, und wo viele Veranstaltungen stattfanden. Im Haus, in der Wohnung drüber, wohnte schon ein syrischer Flüchtling, Musiker und Christ. Den lernte ich da kennen. Mit Sven und im Sharehaus wurde ich auch Christ. Der Islam war mir schon lange fremd gewesen, ich war eher ein Zweifler. Ich komme aus einer jüdischen Familie, die vor drei Generationen nur aus politischen Gründen zum Islam übergetreten ist, und ich lehnte Religion eigentlich ab. Auf der Flucht aber hatte ich wieder Gottes Gegenwart gespürt und in Deutschland war ich endlich sicher genug, mich dafür entscheiden zu können. Mein Christsein zog allerdings viele Schwierigkeiten nach sich – für meine Frau in Libyen und unter anderen muslimischen Geflüchteten. Aber mein Glaube war stark.

Im Sharehaus trafen wir uns mindestens einmal in der Woche zum Essen. Sven erzählte mir, dass er vielleicht bald ein Zimmer für mich hätte. Die Berliner Stadtmission hatte ein Haus in Nord-Neukölln. Sven, seine Frau Elke, Gerold Vorländer und Andreas Schlamm von der Berliner Stadtmission überlegten gerade, wie das Sharehaus dort in größerem Maßstab aufgebaut werden könnte. Zusammen mit anderen Geflohenen wurde auch ich gefragt, ob ich einziehen möchte. Und so entstand das Refugio, wo Flüchtlinge und Einheimische zusammen wohnen.

Im Juli 2015 bin ich dann dort eingezogen, als einer der Ersten. Und

zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte ich mich sicher, wirklich geborgen. Ich fing dann auch ziemlich bald an, zu den Bibelmeditationen zu gehen, die Sven anbietet. Und wie schon im kleinen Sharehaus zuvor haben wir viel zusammen gebetet und er hat mich auf meinem schwierigen Weg begleitet.

Ich bin Deutschland und den Menschen sehr dankbar. Was für ein schönes Land. Jetzt wollte ich Deutschland endlich etwas zurückgeben! Ich wusste inzwischen auch durch die Arbeit der Berliner Stadtmission, dass es in Berlin viele Obdachlose gibt. Und ich kann ganz gut kochen. Also dachte ich mir, ich könnte ja für die mal was kochen. Ich hatte auch schon Pläne, wie ich das anfangen wollte. Dorit, die bei der Stadtmission arbeitet, und Christoph von meiner Gemeinde, dem Kreuzbergprojekt, hatten Lust, mir zu helfen.

Von dem Geld, das ich vom Arbeitsamt bekomme – die bezahlen ja auch noch mein Zimmer im Refugio –, kaufte ich Lebensmittel. Und dann kochten wir auf unserer Etagenküche im Refugio. Große Töpfe voll. Als wir fertig waren, packten wir alles ein – auch noch ein kleines Klapp-tischchen – und fuhren mit den Sachen zum Kotti (Platz am Kottbusser Tor in Kreuzberg). Wir dachten, da würden wir Obdachlose treffen. Aber da gab es überhaupt keine. Wir standen ein bisschen dumm herum mit unserem Essen. Zum Glück kam gerade eine Bekannte vorbei, die uns den Tipp gab, zum Alexanderplatz zu fahren. Da fanden wir dann Obdachlose und begannen, an die unser Essen zu verteilen. Die haben erst ziemlich gestaunt. Aber ich glaube, die fanden das dann wirklich gut.

Von da an habe ich das fast jeden Samstag gemacht. Mal alleine, mal mit anderen.

Tabea, die ein Praktikum im Refugio machte, postete dann irgendwann mal ein Foto von mir mit meinen Töpfen auf dem Alexanderplatz auf Facebook. Vorne an dem Tischchen klebt immer ein Zettel: „Give Something Back To The German People“ – und meine E-Mail-Adresse. Das war total verrückt: Ein paar Tage später ging dieser kleine Facebook-eintrag um die halbe Erde. Und hier in Berlin standen die Zeitungen und Fernsehsender regelrecht Schlange. Ich wollte doch nicht berühmt wer-

den! Aber die Aufmerksamkeit tat mir erst mal gut. Ich konnte meine Geschichte erzählen, die Geschichte vieler Menschen, die fliehen mussten. Und dass wir gerne aktiv Danke sagen wollen, statt nur in Heimen und Notunterkünften warten zu müssen.

Danach schrieben mich Leute an, die mir Geld geben wollten. Aber das wollte ich nicht. Es ist ja mein Dankeschön von meinem wenigen Geld. Ich habe genug, um die Lebensmittel zu bezahlen. Lieber sollen sie selbst so etwas tun für Obdachlose oder andere in Not, statt zu versuchen, sich mit Geld für mein Projekt „freizukaufen“.

Viele verschiedene Menschen helfen mir. Ein gutes Dutzend. Da sind Geflüchtete und Einheimische aus dem Refugio, sogar die kleine Tochter eines Ehrenamtlichen, ein deutscher Muslim war mal dabei, es kommen auch immer wieder neue Leute. Eine ganz tolle Truppe und immer wieder eine schöne Erfahrung am Alexanderplatz.

Die große Medienaufmerksamkeit ist inzwischen zum Glück vorbei. Wir wurden so oft gefilmt beim Essenverteilen, das war auch anstrengend. Jetzt ist es friedlicher. Ich kann mich wieder mehr um mein Leben kümmern. Deutsch lernen zum Beispiel ist für mich nicht so einfach. Man kann sich hier in Berlin wunderbar auf Englisch verständigen. Und ich habe sehr viel zu tun. Ich suche Arbeit, mache vielleicht mal wieder einen Computershop auf. Und langsam wird das auch mit der Sprache besser. Im Refugio versuchen wir, Deutsch miteinander zu sprechen. Ich habe jedenfalls hier wunderbare Menschen kennengelernt und Freunde gefunden. Manchmal habe ich Lust, aufs Land zu ziehen. Ruhe zu haben und Frieden. Aber ich will auch mein Projekt nicht aufgeben. Ich hoffe, dass ich noch mehr zurückgeben und Deutschland Gutes tun kann.

Die traurige Realität vieler Geflüchteter in Deutschland ist, dass ihre Familien weiterhin im Kriegsgebiet leben müssen. Alex konnte seine Familie aus Libyen nicht nachholen. Im April 2016 geschah das Furchtbare: Sein vierjähriger Sohn starb bei Kämpfen zwischen IS und Oppositionskräften. Es war schrecklich für Alex, und dann auch noch so weit weg zu sein. Er konnte nicht zur Beerdigung fahren. Im Refugio trafen wir

uns als Hausbewohner und mit seinen Freunden zu einem Trauergottesdienst für seinen Sohn. Es war ein Tag mit vielen Tränen und herzlicher Anteilnahme. Und diese Anteilnahme hatte trotz allem Schrecken auch etwas Heilsames für Alex.

Zu diesem Buch

Menschen fliehen nach Europa, nach Deutschland. Das ist kein neues Phänomen. Und doch hat die enorm hohe Anzahl von neu ankommenden Flüchtlingen im Jahr 2015 unsere Gesellschaft, ja ganz Europa durchgerüttelt wie schon lange nicht mehr. Auch wenn im darauffolgenden Jahr der Flüchtlingszustrom durch harte Maßnahmen erheblich eingedämmt wurde, besteht kein Zweifel, dass dieses Thema uns auch weiterhin intensiv beschäftigen wird. Neue Flüchtlinge werden Wege finden. Wir werden auch weiterhin herausgefordert sein, damit umzugehen, möglichst konstruktiv. Und Christen sehen sich dabei besonders in der Verantwortung – vor Gott und den Menschen.

In diesem Buch möchten wir Geschichten aus der Flüchtlingsarbeit der Berliner Stadtmission erzählen. Sehr unterschiedliche Geschichten oder auch Geschichten mit sehr unterschiedlichen Facetten, schönen und schweren, traurigen und fröhlichen. So wie die von Alex. Wir erzählen von Menschen, von dem, was sie erlebt haben und was sie bewegt. Dabei spielt es keine so große Rolle, aus welchem Land sie stammen. Auch Deutsche brauchen manchmal eine Zuflucht, sehnen sich nach Gemeinschaft und suchen nach Erneuerung. Jeder Mensch will ankommen.

Wir wollen berühren, inspirieren und informieren. Im besten Fall führt das dazu, dass Sie, unsere Leser, sich durch die Lektüre ermutigt und ein Stück weit befähigt fühlen, selbst etwas dazu beizutragen, dass sich die Schatten, die Kälte nicht weiter ausbreiten, sondern mitten in allen Schwierigkeiten Rettungsflöße gebaut werden, damit

Menschen nicht untergehen. Dass Sie die Scheu, die Unsicherheit vor dem Fremden verlieren und Lust bekommen, mit anderen zusammen etwas zu gestalten. So viel Gutes ist möglich! Mit Gottes Hilfe, mit der Kraft seines Geistes erst recht. Und gerade in unserer Zeit, in der die See auch in unserem Land rauer wird, braucht es Christen, die nicht von der Furcht zu versinken getrieben werden, sondern vom Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit – mitten in der Welt.

Wir erzählen die Geschichten auf unterschiedliche Weise. Zum Teil liegen Interviews zugrunde, die wir in kurze Ich-Erzählungen umgearbeitet haben. Zum Teil berichten wir von Erfahrungen, die Mitarbeitende in verschiedenen Flüchtlingseinrichtungen oder Gemeinden der Berliner Stadtmission gemacht haben. Oder wir beschreiben Personen, die wir in ihrer Einzigartigkeit stellvertretend für viele andere in den Blick rücken.

Die Geschichten sind verschiedenen Themenräumen zugeordnet. Wir beiden Autoren, Sven und Gerold, diskutieren jeweils, welche grundsätzlichen Erkenntnisse sich aus den Geschichten gewinnen lassen. Bevor wir einen Themenraum verlassen, geben wir noch einige zusätzliche Informationen oder auch biblisch-theologische Hintergründe. Die verschiedenen Textarten sind auch grafisch unterschieden, sodass Sie jeweils klar erkennen, ob Sie eine Geschichte vor Augen haben, einem Gespräch „zuhören“ oder weitere Informationen erhalten.

Nachdem wir sozusagen im Foyer unkommentiert auf uns haben wirken lassen, was Alex erzählt hat, befinden wir uns jetzt bildlich im Informationszentrum. Hier skizzieren wir zunächst die Projekte und Einrichtungen der Berliner Stadtmission in der Flüchtlingsarbeit. So lassen sich später die kurzen Geschichten ohne weitere Erklärungen zuordnen.

Im Zentrum steht aber das sicher ungewöhnlichste Projekt: das Refugio, von dem Alex schon erzählt hat. Deshalb sollen die Leitgedanken, die Struktur der Arbeit und die biblische Vision des Refugios ausführlich vorgestellt werden.

Flüchtlingsarbeit der Berliner Stadtmission

Zunächst aber wollen wir einen kurzen Überblick über den in dieser Form jüngsten, aber inzwischen sehr breit aufgestellten Arbeitszweig der Berliner Stadtmission geben: Aus den gesammelten Erfahrungen als Trägerin von unterschiedlichen, staatlich geförderten Einrichtungen der Flüchtlingshilfe, als Erfinderin des Refugios, als Netzwerk für Ehrenamtliche und als für Geflüchtete engagierte Gemeinden entsteht ein Gesamtbild. Und die verschiedenen Perspektiven bieten hoffentlich ausreichend Anknüpfungspunkte zu den Erfahrungen und Fragen einer breiten Leserschaft.

Mit „Haus Leo“ wurde dieser Arbeitszweig 2010 begonnen. Das Haus Leo ist eine Gemeinschaftsunterkunft für Flüchtlingsfamilien aus der ganzen Welt. Anders als bei vielen anderen Flüchtlingswohnheimen gibt es hier in den Zwei-Zimmer-Wohnungen mit eigener Küche und Nasszelle eine geschützte Privatsphäre. Eine stabile Umgebung sowie das Zusammenleben unterschiedlicher Menschen (Senioren, Studenten, Freiwillige) auf dem Campus der Stadtmission in der Nähe des Hauptbahnhofes fördert die Integration. Die Bewohner werden beraten und bei ihren ersten Schritten im Alltag begleitet. Die Sozialarbeiter sind behilflich in der Kommunikation mit Behörden, anderen öffentlichen Institutionen (Schulen, Kitas, Ärzten ...) und bei der Suche nach Wohnungen oder Praktikums- und Ausbildungsplätzen. Darüber hinaus stehen sie für Seelsorge und Gespräche zur Verfügung. Und es werden Freizeitaktivitäten für Kinder und Erwachsene angeboten.

Im Herbst 2014 kam mit „Haus Leo II“ ein zweiter Gebäudetrakt mit etwas kleineren Wohnungen, aber gleichem Programm hinzu. Insgesamt gibt es in beiden Häusern zusammen etwa 140 Wohnplätze vor allem für Familien.

Der Name Leo kommt vom österreichischen Markgrafen Leopold VI., um 1200 n. Chr., der jedem, der einen bestimmten Eisenring am Stefansdom in Wien ergriff, Asyl, das heißt Schutz vor Verfolgung zusicherte. Markgraf Leopold VI. bestimmte in seiner Zeit auch

mehrere Klöster zu Asylklöstern. Der Ausdruck „im Leo sein ...“ erinnert daher an seinen Namen und bezeichnet einen Ort der Zuflucht und des Schutzes.

Als im Spätherbst 2015 in Deutschland die sogenannte Flüchtlingswelle einen ersten Höhepunkt erlebte, wurde die Stadtmission vom Berliner Senat angefragt, ob sie eine Notunterkunft für neu ankommende Flüchtlinge erstellen und betreiben könne. Geplant war eine Traglufthalle, so wie sie im Winter vorher schon für Obdachlose als Notübernachtung erprobt worden war.

Schon einen Monat nach der Anfrage standen auf einem beschlagnahmten Kunstrasenplatz einer umfangreichen Sportanlage (am Poststadion) in Moabit die beiden unterschiedlich großen Traglufthallen mit 6-Bett-Kabinen (Raum in Raum), einem großen Aufenthalts- und Essensbereich, einem Indoorspielplatz und insgesamt 294 Plätzen. Anfänglich betrug die Bleibedauer nur wenige Nächte, bald aber kam das Landesamt für Gesundheit und Soziales (LaGeSo) weder mit der Registrierung noch mit der Weitervermittlung hinterher. So stieg die Bleibedauer kontinuierlich bis auf über ein halbes Jahr an. Gelegenheit, intensiv mit den Geflüchteten zu arbeiten: vom Sprachlernen ab der ersten Woche über kulturelle Freizeitveranstaltungen, Praktikumsvermittlungen bis zu ersten Begegnungen mit dem Grundgesetz (vgl. S. 36-37 „In Sicherheit!“). Ende 2015 erhielt die Willkommens- und Integrationsarbeit in diesen beiden auch „balloon“ genannten Hallen den Integrationspreis von Berlin-Mitte.

Weil der Zustrom von Flüchtlingen bis zur Schließung der Balkanroute im Frühjahr 2016 anhielt, wurden immer neue Notunterkünfte gebraucht. Und natürlich Träger, die für die immer schwieriger zu organisierende Arbeit Verantwortung übernahmen.

So kam im Oktober 2015 eine weitere Notunterkunft in Spandau hinzu, und zwar in einer ehemaligen Zigarettenfabrik, mit zunächst bis zu 1000 Plätzen. Dort allerdings fehlten über Monate die notwendigen baulichen und hygienischen Voraussetzungen, die zwar von

den zuständigen Behörden in Aussicht gestellt, aber nicht verwirklicht wurden. Unversehens und ungewollt war die Stadtmission verantwortlich für eine Einrichtung, die von den Bedingungen her über ein halbes Jahr lang im Grunde katastrophal war. Wie in solchen Umständen Gewalt zu vermeiden, wenigstens einzudämmen, und Frieden aufzubauen oder zu bewahren war – das war die extreme Herausforderung für ein Team, das erst während der laufenden Arbeit langsam zusammengestellt werden konnte. (Mehr dazu in Kapitel 2 und 3.)

Im Sommer 2015 wurde in einem traditionsreichen fünfstöckigen Gebäude der Stadtmission in Nord-Neukölln eine ganz neue Form von Integrationsarbeit eröffnet: Das Sharehaus Refugio (kurz: Refugio), gemeinsames Leben von Geflüchteten und Einheimischen als „Heimat auf Zeit“. Hier kommt fast brennglasartig zusammen, was in anderen Einrichtungen und Initiativen oft unverbunden ist. Zugleich ist es die Einrichtung, in der christliches Leben und Zeugnis am ausdrücklichsten gelebt werden kann, auch deshalb, weil es nicht von staatlicher Förderung abhängig ist.

Aber auch die allermeisten Stadtmissionsgemeinden waren ab Sommer 2015 im wahrsten Sinne des Wortes herausgefordert: entweder bei den Einrichtungen in eigener Trägerschaft oder aber – und das am häufigsten – in Flüchtlingsunterkünften und -heimen anderer Träger in unmittelbarer Nachbarschaft zur Gemeinde. Schön ist dabei zum Beispiel die Geschichte der Jungen Kirche Berlin-Treptow (JKB), die zwei Monate lang in Gottesdiensten und Gebetszeiten danach fragte, welche Aufgabe Gott ihr wohl zgedacht habe. Genau am Montag nach dem Ende dieser Predigtreihe kam die Information, dass unmittelbar gegenüber eine neue Erstaufnahme eingerichtet würde – verbunden mit der Anfrage, ob die JKB zunächst mal die Kleiderkammer organisieren könne. Und schon am nächsten Wochenende ging es los.

Aber hier wie auch in den anderen Gemeinden und Unterkünften waren und sind die Erfahrungen nicht nur positiv. Immer gab und

gibt es Konflikte, Enttäuschungen – und die immer neue Anforderung, sich nüchtern und aufmerksam der aktuellen Situation zu stellen. Einfach nur nett zu sein, ist nirgendwo die Lösung, sondern verschärft oft die Probleme. Genauso wie umgekehrt jede ideologische Antwort, jede Scharfmacherei, von welcher Seite auch immer.

Trotzdem sind wir überzeugt – und das zeigen unsere vielfältigen Geschichten –, dass in diesem Ringen um Menschenwürde und Integration eine biblische Kernaussage verwirklicht wird: „Der Fremde soll unter euch wohnen wie ein Einheimischer. Denn auch ihr wart Fremde in Ägypten“ (Hesekiel 47,22). Und bei allem Engagement für die Geflüchteten dürfen auch die nicht vergessen werden, die sich schon länger fremd fühlen – im eigenen Land.

Es geht immer um Menschen! Um Gottes willen.

Sharehaus Refugio

Anfang 2014 war das Schriftstellerehepaar Elke Naters und Sven Lager nach einem zehnjährigen Südafrika-Aufenthalt mit ihren Kindern nach Berlin zurückgekommen. In Südafrika waren die beiden – Elke kirchenfern und esoterisch interessiert und Sven als überzeugter Atheist – Christen geworden. Und von dort brachten sie das Sharehaus mit, ein im Grunde ganz schlichtes, aber wirkungsvolles Konzept, das sie entwickelt und auch schon umgesetzt hatten, um der sozialen Kälte entgegenzuwirken: eine Alternative zu Beziehungslosigkeit und Parallelgesellschaften einerseits und zu Hilfsprogrammen andererseits, die die Bedürftigen abhängig halten oder machen. Stattdessen das Motto: „Teilen macht reich.“ Es ging also darum, eine Form der Begegnung auf Augenhöhe zu schaffen, wo jeder Ideen und Gaben einbringen kann, aber auch mit seinen Bedürfnissen ernst genommen wird, sodass im Teilen eine offene, kreative und solidarische Gemeinschaft entsteht, in der jeder Gebender und Nehmender ist.

Das war ein Gedanke, der bei leitenden Mitarbeitern der Berliner Stadtmission sofort zündete. Denn gerade in einer Organisation mit einem so breit aufgestellten Hilfsprogramm merkt man deutlich, dass

erst dann wirklich geholfen ist, wenn die Klienten, Gäste und Bewohner verschiedener Einrichtungen Zugang zu ihren eigenen Ressourcen bekommen, Selbstvertrauen entwickeln und aktiviert werden. Und das nicht nur, um ihre eigenen Probleme zu lösen, sondern um etwas beizutragen zum biblischen Leitwort: „Suchet das Beste der Stadt und betet für sie zum Herrn“ (aus Jeremia 29,7).

Die Berliner Stadtmission beauftragte also die beiden Schriftsteller, in Kreuzberg ein Pilotprojekt dieser Art zu starten, als offenes Nachbarschaftshaus mit einfachen Begegnungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. Dieses kleine Sharehaus in Kreuzberg wurde aber nicht nur eine Art Versuchsballon, in dem wichtige Erfahrungen für den Berliner Kontext gesammelt werden konnten. Hier wuchs zugleich ein Teil des Kernteams für das Neue, Größere heran: Einheimische, die aktiv mitgestalten wollten, und Flüchtlinge aus verschiedenen Ländern.

Nach etwa achtmonatiger Planungszeit konnte dann im Sommer 2015 das Sharehaus Refugio seine Türen öffnen, ein fünfstöckiges Jugendstilgebäude mit großem Saal, Büroräumen und Zimmern auf drei Etagen, in denen früher einmal ein Seniorenheim war.

Hier wohnen inzwischen etwa zwanzig Einheimische und zwanzig Geflüchtete¹ in drei WGs mit jeweils gemeinsamer Küche. Das bedeutet: Leben teilen, Sprache und Kultur lernen, Freundschaften schließen, über Glauben reden, Grundlagen für die berufliche Entwicklung legen. Zuflucht auf Zeit und auf Augenhöhe untereinander. Dazu ein gemeinsam eingerichtetes Café (mit Barista-Kaffee) und ein großer Saal für Veranstaltungen, Sprachtandems (eine Lernmethode, bei der zwei Partner mit unterschiedlicher Muttersprache sich gegenseitig die jeweils fremde Sprache beibringen) und Gottesdienste.

¹ Wir nennen die Menschen, die hierher geflohen sind, zum besseren Verständnis „Flüchtlinge“ oder lieber „Geflüchtete“ (engl. refugees); sie selbst bevorzugen die Bezeichnung „Ankommer“ (engl. newcomer).

Das Refugio-Leitbild fasst die Grundgedanken so zusammen:

Mission

Unsere Mission ist es, den Mitbewohnern ein „Refugio“ zu bieten, das heißt einen Ort, an dem sie

Zuflucht finden,

Gemeinschaft leben,

Erneuerung erfahren und selbst zur Erneuerung (der Gesellschaft) beitragen können.

Dabei setzen sich die Mitbewohner zusammen aus Einheimischen und Neuangekommenen (insbesondere Flüchtlingen) in Deutschland.

Konkretionen

Zuflucht verstehen wir als einen Ort, der Schutz bietet – einerseits vor Diskriminierung, Hass und Gewalt, andererseits vor Einsamkeit und Haltlosigkeit.

Zuflucht bedeutet für uns auch *Heimat*, in der die Bewohner dazugehören, zur Ruhe kommen und Annahme erfahren.

Gemeinschaft leben bedeutet für uns, dem Wohl der Gemeinschaft eine hohe Priorität zu geben. In ihr üben wir bedingungslose Akzeptanz und Wertschätzung jedes Mitglieds. Wir vereinen tragende Gemeinschaft und geschützte Privatsphäre. Gegenseitige Stärkung und Vertrauen zueinander ergeben sich nicht von selbst, sondern müssen beharrlich gefördert und aufrechterhalten werden.

Erneuerung heißt für uns, belastende Erfahrungen der Vergangenheit zu überwinden und hoffnungsvoll neue Lebensmöglichkeiten zu erschließen. Im Refugio als „Werkstatt für Himmlische Gesellschaft“ fördern wir die Versöhnung mit der eigenen Biografie durch gegenseitige Gespräche und Ermutigung auf Augenhöhe, auf Wunsch auch durch Seelsorge und Gebet. Zugleich unterstützen und ermutigen wir einander, aktiver Teil einer gesellschaftlichen Erneuerung zu sein und „das Beste der Stadt“ zu suchen.

Vision

Unsere Vision ist eine Gesellschaft, die in versöhnter Vielfalt lebt:
versöhnt untereinander,
mit Gott
und mit der eigenen Biografie.

Ethik und Werte

Uns vereint eine gemeinsame Ethik, nach der jeder Mensch Wertschätzung verdient, der Glaube der anderen geachtet und der eigene ins Gespräch gebracht wird für einen neugierigen und reichen Austausch im Zuhören und Lernen.

Im Sharehaus Refugio soll jeder Mensch aufblühen dürfen und gefördert werden in seinen von Gott gegebenen Talenten und Fähigkeiten. Mit ihnen dient er auch der Gemeinschaft, die ebenso wichtig ist wie die persönliche Entfaltung. Hier sind alle gleich wertvoll und gleich wichtig, egal welche Aufgabe jemand hat. Denn nur gemeinsam sind wir reich.

Keiner wird nach seiner Leistung bemessen, denn jeder Mensch ist und bleibt von Geburt an kostbar, nichts und niemand kann ihm das nehmen.

Gleichzeitig ist jeder Mensch selbst verantwortlich für das, was er tut. Scheitern ist erlaubt. Aber daraus zu lernen und es besser zu machen ist die wesentliche Aufgabe. In aller respektierten und wertgeschätzten Vielfalt zählt die Einheit der Gemeinschaft.

Wir dienen einander, damit darin die Zuwendung Gottes zu jedem einzelnen Menschen deutlich wird. Ethik und Werte werden im Refugio mit den Bewohnern in regelmäßigen Workshops besprochen und vertieft.

Verwirklicht werden diese Grundlagen in folgenden Gestaltungsformen und Arbeitszweigen:

1. Refugio: Das Refugio ist ein Gemeinschaftshaus, in dem vor allem mit Geflüchteten gelebt und gearbeitet wird. Hier finden sie Zuflucht in gemieteten Zimmern und berufliche wie persönliche För-

- derung, um anschließend ohne Hilfsmaßnahmen integriert in Deutschland leben zu können oder auch wiederhergestellt in ihre alte Heimat zurückzukehren. Im Rahmen des Refugios werden Partner einbezogen, die die berufliche Förderung durch konkrete Maßnahmen unterstützen. Außerdem wird ein Netzwerk von ehrenamtlichen „Mentoren“ der Geflüchteten aufgebaut.
2. Inkubator: Durch das Zusammenkommen von Menschen verschiedenster Kulturen, Fähigkeiten und einem durch die Flüchtlingsgeschichte bewiesenen Zielstrebigkeits- und Problemlösungswillen können Deutsche und Flüchtlinge Teams mit breitem Innovations- und starkem Umsetzungspotenzial gründen. Für die Umsetzung von Ideen werden unternehmerisches Denken und Handeln gefördert. Hierfür werden verschiedene Coachingangebote gemacht, Ausbildung und Tools zur Unternehmensgründung bereitgestellt sowie ein starkes externes Netzwerk aufgebaut.
 3. Kiez- und Bewohnercafé sowie öffentliche Veranstaltungen als Begegnungsort: Das Sprachcafé für Geflüchtete und Einheimische aus dem Kiez (Berliner Bezeichnung für Nachbarschaft oder Quartier) findet wöchentlich statt. Dazu Kulturveranstaltungen, Essens- und Tanzabende jeden Monat. Café und Saal werden langfristig zu einem Veranstaltungs- und Konferenzort aufgebaut, der einen wesentlichen Beitrag zur Finanzierung bringen soll.
 4. Stadtkloster: Als Stadtkloster wird die geistliche Einrichtung im Sharehaus verstanden, die überall präsent ist und das Heilige in jedem Menschen ehrt. Verschiedene Angebote wie Meditation, Exerziten, Seelsorge und Seminare sind geplant und finden schon teilweise statt. Im Refugio gibt es auch Pilgerzimmer, die öfters von Menschen genutzt werden, die für kurze Zeit Zuflucht, Gemeinschaft und Erneuerung suchen.
 5. Sharehaus: Der Sharehaus-Gedanke der Wertschätzung, Anerkennung und Potenzialförderung in Gemeinschaft, gleich welcher Herkunft, Religion oder sozialen Stellung, ist Basis aller Arbeitsformen im Refugio. Diese Sharehausgemeinschaft ist etwas, das

unter Anleitung täglich geübt wird und gemeinsam entwickelt werden soll. Ziel ist, auch andere Sharehäuser bzw. Refugios anzustoßen, zu inspirieren und zu beraten.

Im Refugio arbeiten vier Angestellte verschiedener Berufsrichtungen ergänzt durch Praktikanten, und etwa zwanzig bis dreißig Ehrenamtliche, die nicht im Haus wohnen. Die Bewohner haben sich vor Einzug verpflichtet, an der Gestaltung des gemeinschaftlichen Lebens teilzunehmen und auch ehrenamtlich einzelne Aufgaben zu übernehmen wie im Café mitzuarbeiten.

Die Hauskosten werden durch die Mieten von Bewohnern und sonstigen Nutzern getragen. Die Personalkosten müssen durch wirtschaftliche Aktivitäten (Café, Catering), Zuschüsse und Spenden aufgebracht werden. Das Defizit der Anfangsjahre und das finanzielle Risiko trägt die Berliner Stadtmission.

Als Kooperationspartner im Haus trägt die Gemeinde „Kreuzbergprojekt“ (eine Gemeindegründung des Bundes Freier evangelischer Gemeinden) mit der Gestaltung der Gottesdienste und der Beteiligung an Gebetszeiten und Glaubenskursen einen wesentlichen Teil zur geistlichen Arbeit bei. Geistliche Kernzelle ist die Refugio-Weggemeinschaft aus Mitarbeitenden, Mitbewohnern, Ehrenamtlichen und weiteren Stadtmissionaren.

Werkstatt für Himmlische Gesellschaft – Biblische Perspektiven

Geistliche Grundlage für die Entwicklung des Sharehaus Refugio ist das Vertrauen auf den lebendigen Gott. Sein Herz schlägt dafür, dass es Versöhnung gibt und nicht Hass, Frieden und nicht Krieg, Vertrauen und nicht Misstrauen, Gastfreundschaft und nicht Vertreibung, Heilung und nicht Verletzung. Wie sehr er daran interessiert ist, hat er in Jesus von Nazareth gezeigt, der mit seinem Leben genau dafür eingetreten ist und seinen Kopf hingehalten hat.

Und Jesus hat sehr deutlich gemacht, dass das Reich Gottes oder

„Himmelreich“ nicht erst in der Zukunft liegt, sondern hier und jetzt beginnt, mitten unter uns und in uns (Lukas 17,21). Das bedeutet nicht, dass wir das Reich Gottes erschaffen könnten, aber doch, dass wir ihm bewusst und aktiv Raum geben können – bzw. dass der Heilige Geist durch Menschen jetzt schon beispielhaft und punktuell Reich Gottes geschehen lässt. Nämlich da, wo Gottes Wille geschieht, seine Interessen Raum bekommen, jetzt schon etwas vom Himmel sichtbar wird.

Deshalb verstehen wir unsere Arbeit als *„Werkstatt für Himmlische Gesellschaft.“*

Wie sich die Bibel solch eine himmlische Gesellschaft vorstellt, können wir zum Beispiel im Epheserbrief (Kap. 2) und in der Johannesoffenbarung (Kap. 21) lesen.

Daraus ergeben sich vier Kennzeichen der Werkstatt für Himmlische Gesellschaft.

1. Hier wohnt Gott in einer bunten WG

Die Johannesoffenbarung zeigt sehr klar, dass Gott offenbar überhaupt kein Interesse hat an einem Himmel, der mit der Erde nichts mehr zu tun hat, einem Himmel, der nur als ewige Belohnung auf die Gerechten wartet. Da will Gott überhaupt nicht wohnen. Sondern er zieht um, höchstpersönlich: vom Himmel auf die Erde. „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, schön wie eine Braut, die sich für ihren Bräutigam geschmückt hat. Und vom Thron her hörte ich eine mächtige Stimme rufen: ‚Seht, die Wohnung Gottes ist jetzt bei den Menschen! Gott wird in ihrer Mitte wohnen; sie werden sein Volk sein – ein Volk aus vielen Völkern, und er selbst, ihr Gott, wird immer bei ihnen sein.“ (Offenbarung 21,2-3 Neue Genfer Übersetzung).

Genau durch diesen Umzug Gottes wird die Erde rundum erneuert. Am Ende der Zeiten. Und zwar endgültig. Aber damit bringt er ja nur zu Ende, was er längst schon angefangen hat. Einer der Berichte über Jesus, das Johannesevangelium, sagt: In Jesus ist Gottes

Wort schon in die Welt gekommen und „wohnte unter uns“. Wir merken: Himmlische Gesellschaft hat eine Menge damit zu tun, wo Gott wohnt. Er liebt Wohngemeinschaften (statt getrennter Unterbringung). Wir dürfen seine Hausgenossen sein (Epheser 2,19). Aber wer wohnt da noch? Beide Bibelabschnitte machen unmissverständlich klar, dass die himmlische Gesellschaft multikulti sein wird. Weil Jesus die Zäune abgerissen und die Feindschaft überwunden hat.

2. Ein Raum der Heilung

„Er wird alle ihre Tränen abwischen. Es wird keinen Tod mehr geben, kein Leid und keine Schmerzen, und es werden keine Angstschreie mehr zu hören sein“ (Offenbarung 21,4).

Was die Werkstatt für Himmlische Gesellschaft vor allen anderen auszeichnet, ist Folgendes: Hier werden Traumata geheilt. Hier werden Geschichten erzählt und angehört, egal wie erschütternd sie sind. Familientragödien und Fluchtgeschichten. Geschichten von Chancenlosigkeit und Verzweiflung. Von Verfolgung und Gewalt. Von Perspektivlosigkeit und Einsamkeit. Da dürfen Tränen fließen und werden dann behutsam abgewischt. Und die Angst weicht – langsam aber sicher.

Das wird nicht erst im Himmel geschehen, sondern wird jetzt möglich, wo Menschen durch den Heiligen Geist direkten „Zugang zum Vater“ (Epheser 2,18) bekommen und die überschwängliche Kraft Gottes in sich spüren (Epheser 3,20; vgl. die Erzählungen von Alex sowie die Geschichte von Meriem in Kapitel 5).

3. Die Überwindung der Religionen

„Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Der Herr selbst, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, er und das Lamm“ (V. 22).

Das ist eine hochinteressante Aussage. Der Tempel ist das Symbol für Religionen. Bei dem Stichwort denken viele direkt an Religionskriege. Leider zu Recht. Religionen können grausamen Unfriede-

den säen. Wenn jede darauf beharrt, allein recht zu haben. Auch in Epheser 2 beruht die Feindschaft ja auf der Rechthaberei von Religionen, die Christus in seiner Person überwindet, aber nicht, um eine neue rechthaberische Religionsgemeinschaft zu gründen.

Nach der Vorstellung der Bibel werden am Ende die Religionen abgeschafft und zwar alle. Denn Religionen sind ja irdische Formen der Verehrung von Göttlichem und zugleich menschliche Gebilde mit Organisationsformen und Machtstrukturen. Auch die christliche „Religion“. Insofern hat auch das „Christentum“ in Gottes Neuer Welt keinen Platz mehr.

An die Stelle tritt eine unmittelbare Beziehung zum lebendigen Gott. Wir Christen können dabei nicht anders als an Jesus denken, das Lamm Gottes, der mit seinem Leben und Sterben die grenzenlose Hingabe Gottes gezeigt hat. Das bedeutet: In einer Werkstatt für Himmlische Gesellschaft kann es nicht darum gehen, dass die einen versuchen, den anderen ihre Religion überzustülpen. Sondern dass es Raum gibt, in dem Menschen jetzt schon dem lebendigen Gott selbst begegnen können. In diesem Raum bezeugen Christen fröhlich, wovon sie bewegt werden und überzeugt sind, und treten so „den Beweis des Geistes und der Kraft“ an (Lessing). Indem sie sich aber zugleich für die Glaubenszeugnisse anderer interessieren und sie ernst nehmen, schaffen sie einen Raum, der von Vertrauen statt von Rechthaberei geprägt ist.

4. Die Wertschätzung kultureller Vielfalt

„Die Völker werden in dem Licht leben, das von der Stadt ausgeht, und von überall auf der Erde werden die Könige kommen und ihren Reichtum in die Stadt bringen. Die herrlichsten Schätze und Kostbarkeiten der Völker werden in die Stadt gebracht. Aber etwas Unreines wird dort niemals Einlass finden“ (Offenbarung 21,24.26+27).

Alle Völker haben etwas einzubringen. Kochkünste und Musik. Tänze und Gedichte. Sprachen und Kunstwerke. Geschichten und Weisheiten. Da wird auch nicht mehr in Hilfsbedürftige und Helfer

eingeteilt, sondern jeder hat etwas beizusteuern in die himmlische Gesellschaft.

Aber: Nicht alles hat dort Platz. Was die Gemeinschaft untereinander und mit Gott stört, bekommt keinen Raum zur Entfaltung mehr. Das gehört da nicht hin, darf nichts mehr kaputt machen. Dort wird immer wieder neu sortiert, was das Leben fördert und was nicht (hinter kultischen Begriffen wie „Unreines“ steckt in der Bibel in aller Regel die Abwehr von lebensbedrohlichen Einflüssen). Dieses Sortieren geschieht „im Licht des Lammes“ (V. 23). Das bedeutet: nicht nach dem Recht des Stärkeren, sondern nach dem Kriterium der Hingabe.

[...]

Lena erzählt

Lena wohnt im Refugio und arbeitet mit Minijob im Refugio-Café.

Nach der zehnten Klasse wollte ich Abitur machen, aber die Schule unterforderte mich. Meine Noten waren sehr gut, aber etwas fehlte mir. Ich wollte was Sinnvolles in meinem Leben machen. Etwas, was man in der Schule nicht lernt. Also suchte ich ein Praktikum und fand das Sharehaus Refugio. In einem Café wollte ich schon immer arbeiten und nach und nach lernte ich Leute im Haus kennen. Ich wurde zum Essen eingeladen und erfuhr mehr über das Haus. Mit meinen Eltern stand ich nicht so gut gerade, ich wollte ausziehen, aber ich war gerade sechzehn geworden und Ausziehen war nicht wirklich drin. Trotzdem bewarb ich mich auf ein Zimmer im Refugio, egal, dachte ich, die Warteliste ist eh zu lang, wird nix draus. Aber ich bekam ein Zimmer. Und einen Minijob im Café noch dazu. Wow, das war genau das, was ich wollte, und ich hatte von Anfang an sehr viel Verantwortung im Café. Das war ganz neu und ich konnte es mitgestalten.

Meine Eltern sind wirklich in Ordnung, sie ließen mich ausziehen. Es war erst schwierig, aber sie vertrauten mir und weder ich noch sie haben es bereut. Inzwischen manage ich das Café mit und habe Kollegen

aus allen Ländern. Aus Syrien, Somalia, Frankreich, Neuseeland, Kanada, Italien, Türkei, wir sind so was wie eine Familie, man merkt gar nicht wirklich, dass wir aus so verschiedenen Kulturen kommen, auch im Haus nicht. Also, es ist gut, dass wir so verschieden sind, es ist kein Problem.

Für mich ist wichtig, dass ich im Refugio sein darf, wie ich will, ich bin so akzeptiert. Ich bin christlich aufgewachsen und lebe friedlich mit Muslimen, Buddhisten und wer weiß was zusammen. Ich arbeite gerne jeden Tag, helfe mit, ich male, ich hab Freunde hier gefunden. Ich will übrigens vom Café aus zu den deutschen Café-Meisterschaften! Ich fühle mich hier auch nicht als Frau irgendwie komisch angemacht. Wir sind ja viele junge Leute aus verschiedenen Ländern, aber der Respekt ist absolut da.

Gerne würde ich auch in Zukunft in solchen Gemeinschaften leben. Ich will gar nicht mehr meine eigene Wohnung. Was mir noch fehlt, ist, dass wir wirklich eine starke Gemeinschaft sind. Wir haben alle Bausteine dafür, wir müssen das Refugio aber zusammen bauen, weil viele sich doch nicht richtig kennen und man auch hier aneinander vorbeilaufen kann. Dafür machen wir auch die Communitykurse, wo wir über unsere Werte und Hausregeln sprechen. Ich glaube, wenn wir das öfter machen, werden wir zusammen stärker.

Lukas erzählt

Lukas zog mit der ersten Zimmerbelegung ins Refugio ein. Er arbeitet in einem Berliner Start-up-Unternehmen.

Ich bin ins Refugio gezogen, weil ich teilnehmen wollte an dem Leben anderer, und andere an meinem Leben teilhaben lassen wollte. Gemeinschaft ist mir wichtig. Füreinander da sein. Das heißt konkret, nach Hause zu kommen in eine lebendige Gemeinschaft, zu der ich beitragen und bei der ich helfen kann. Und klar, ich leite eine Abteilung in einem Berliner Start-up, das Refugio ist ja auch so etwas wie ein Start-up, da wollte ich Teil von etwas Neuem und Aufregendem sein.

Wenn ich mir überlege, wonach im Leben und vor allem im Refugio ich suche, dann denke ich daran, dass ich in diesem Leben sehr viel Glück

gehabt habe. Fast alles in meinem Leben hat bisher gut funktioniert. Das wird mir umso klarer, je mehr ich zum Beispiel mit meinen Mitbewohnern rede, die einen sehr ähnlichen Lebenslauf wie ich hatten, aber dann fliehen mussten und ihr gesamtes Leben verloren haben, ohne daran etwas ändern zu können. Für solche Menschen bin ich da. Darauf zielt meine berufliche Karriere langfristig genauso ab wie meine privaten Aktivitäten. Das „Sharen“, also das Teilen ist mir wichtig, auch in der Form, dass man sich gegenseitig hilft.

Ins Refugio kam ich mit Begeisterung und dachte, das wird easy, wie in einer WG halt. Aber ich habe inzwischen begriffen, dass ein aktives Leben in einer solchen Gemeinschaft Zeiteinsatz erfordert. Es gibt sehr viele Dinge, die ich gerne mehr machen würde, die aber aufgrund meiner Arbeit nicht machbar sind. Also für die ich keine Zeit habe. Und die Hausgemeinschaft und das Leitungsteam haben eine gewisse fordernde Haltung, dass man auch Zeit innerhalb der Gemeinschaft verbringt, denn es ist ja ein Projekt auf Zeit. Das ist okay, aber zum Teil sehr anstrengend neben einem vollen Job und eventuell anderen Dingen, die man nebenher machen möchte. Da muss ich noch eine Balance finden. Wie intensiv es sein kann, Gemeinschaft zu üben, habe ich unterschätzt. Aber es ist immens wichtig.

Gelernt habe ich hier vor allem, wie viel demütiger ich sein sollte und wie beschränkt mein Wissen darüber ist, wie die Welt wirklich ist. Obwohl ich in einem sehr, sehr offenen Elternhaus aufgewachsen bin, ist mein Wissensschatz und mein Verständnis davon, was auf der Welt passiert und was das mit Leuten macht, doch so unglaublich klein und behütet. Das geht vielen so, denke ich, die Geflüchtete wirklich persönlich kennenlernen.

Ich bin mal gespannt. Ursprünglich war ja der Plan, dass wir alle nur achtzehn Monate bleiben, aber ich denke, es kann durchaus sein, dass sich das Haus einfach zu etwas völlig anderem als ursprünglich geplant entwickelt oder weiterentwickelt, denn die Idee wächst ja mit den Menschen, und viele neue Häuser können entstehen.

Gespräch 1

Gerold Vorländer und Sven Lager

Gerold: Das sind ja drei Geschichten, die auf den ersten Blick fast nichts miteinander zu tun haben, jedenfalls nicht die von Mahamoud im Vergleich zu denen von Lena und Lukas.

Sven: Ja, das stimmt. Die Gründe, ins Refugio zu ziehen, sind sehr unterschiedlich. Wir können nicht nachvollziehen, was Menschen erfahren durch Krieg und Vertreibung, Menschen, die alles verlieren. Aber das Ziel aller ist ähnlich, die Sehnsucht nach Gemeinschaft, Ruhe und Erneuerung ist immer die gleiche. Vor allem die Sehnsucht danach, als Mensch in einer Gemeinschaft angenommen zu werden, in der man sich entfalten kann.

Gerold: In der gesellschaftlichen Diskussion werden Flüchtlinge oft als ganz besondere Fälle behandelt und gesehen, um die man sich entweder unbedingt kümmern will, weil man ein gutes Herz hat, oder die man als Bedrohung empfindet. Dabei haben ja auch diejenigen, die Flüchtlinge als Bedrohung empfinden, Sehnsucht nach einem Zufluchtsort. Da sind sich alle Menschen ähnlich.

Sven: Lukas hat das auf den Punkt gebracht, dass viele Flüchtlinge Menschen sind wie er, aus ähnlichen Berufen, die ohne eigene Schuld alles verloren haben. Er begreift das, weil er in Gemeinschaft lebt mit anderen, eine Nähe teilt, also einen Ort findet, an dem man sich kennenlernen kann. Diese Art von Begegnung ist etwas ganz Wesentliches. Geflüchtete haben ja genauso Berührungsangst, die Angst vor den Fremden ist ja beidseitig. In der echten Begegnung aber lernen die Überaktiven mit Helfersyndrom, Rechte und Fremdenfeinde, Geflüchtete und politisch oder religiös Extreme etwas Wesentliches: Respekt vor dem anderen Menschen. Manchmal werden sie sogar zu Freunden. Ohne dieses Kennen- und Verstehenlernen werden umgekehrt manche Einsame womöglich sogar zu Tätern oder Attentätern.

Gerold: Ich habe mal eine Geschichte von einem Rabbi gelesen, der unter anderem gefragt wurde, wie man Nacht und Tag voneinander

unterscheidet. Es gab viele praktische Vorschläge, aber er sagte: „Erst dann weicht die Nacht dem Tag, wenn ich im Gesicht dessen, der mir entgegenkommt, den Menschenbruder oder die Menschenschwester erkenne.“

Sven: Genau, es muss erst mal hell werden. Viele Geflüchteten sind „hunger-klarer“. Sie haben oft ein klareres Verständnis vom Neuanfang, einen frischen Blick. Für uns in der täglichen Routine ist das oft schwer. Da inspirieren uns die Geflüchteten – gerade im Refugio, das ja davon lebt, eine ganz neue Idee zu sein, ein visionäres und praktisches Gesellschaftsmodell. Freundschaft, Familie, Gemeinschaft, Friede: Geflüchtete haben eine immense Wertschätzung für diese Dinge, die wir oft als gegeben betrachten. Wir lernen das gerade von Menschen, die starke Traumatisierungen erlebt haben. Die wollen nicht immer gefragt werden, wie schlimm das war, sie möchten neu anfangen. Sie möchten etwas Stabilisierendes erfahren. Sie möchten einfach, dass man Hallo sagt, einen Kaffee zusammen trinkt, auf der Dachterrasse gemeinsam sitzt, etwas Schönes zusammen unternimmt.

Gerold: Mir ist wichtig, die Menschen nicht aus dem Blick zu verlieren, die Flüchtlinge als Bedrohung empfinden: weil es so viele sind, weil sie so fremd sind, weil man sie nicht versteht, weil man sich vielleicht selbst in der aktuellen gesellschaftlichen Situation fremd fühlt. Da wird im Grunde die eigene Suche nach Zuflucht oder die Enttäuschung über verloren gegangene Zuflucht in eine Abneigung verwandelt gegenüber denen, die neu kommen. Das geht ja auch Menschen mit Migrationshintergrund so, die sich nie angenommen gefühlt haben. Gerade die sind oft fremdenfeindlich. Die Aufgabe wäre eigentlich zu schauen, was für eine Zufluchtsuche es in der gesamten Gesellschaft gibt, damit jeder Mensch ankommen kann und akzeptiert wird, wie er oder sie ist, wie Lena das sagt. Und etwas Positives gestalten kann.

Sven: Das ist ja ein wichtiger Teil des Sharehaus-Gedankens: voneinander lernen zu können. Dass keiner sich benachteiligt fühlt, son-

dern gehört wird. Denn die Fremdenangst ist ja ein Gefühl der Benachteiligung, berechtigt oder nicht. Die angebliche Flüchtlingswelle besteht ja gerade mal aus 1,5 % der Bevölkerung.

Gerold: Das Gefühl der Benachteiligung bei denen, die Flüchtlinge als Bedrohung empfinden, hat realen Anhalt in der gesellschaftlichen Situation. Eben dass man sich fremd fühlt im eigenen Land. Und die Anschläge mit islamistischem Hintergrund, die seit dem Sommer 2016 auch in Deutschland Einzug gehalten haben, verunsichern und erschüttern ja die ganze Gesellschaft.

Sven: Jeder Mensch braucht Schutzräume, in denen er sich zu Hause fühlt. Viele Flüchtlingsnotunterkünfte können diesen Schutzraum gar nicht bieten. Der alltägliche Kampf ums Überleben wird da fortgesetzt.

Gerold: Um die menschliche Seite des Fremden zu erkennen, braucht es wirklich geschützten Raum für alle. Und das ist ein doppelter Zufluchtsort. Es muss immer ein räumlicher Ort sein. Deswegen hat jeder im Refugio ein eigenes Zimmer, einen eigenen Külschrank und ein eigenes Bad. Und es muss ein Ort sein, an dem ich akzeptiert bin. Wie Lena sagt: Ich bin hier auch als Frau akzeptiert. Ich bin einfach geschützt: wie ich bin, in dem, was ich bin. Das ist ein sehr hoher menschlicher Wert, den wir etablieren müssen. Dass der Mensch so, wie er ist, ob er Christ ist oder nicht, Frau oder Mann, arm oder reich, diese Zuflucht erleben darf.

Sven: Vor allem die Ehrlichkeit spielt da eine große Rolle, die Offenheit, über alles sprechen zu können. Vorurteile entstehen nur durch Unwissen. Flüchtlingshelfer müssen zum Beispiel lernen, ehrlich zu fragen: „Warum bist du eigentlich hier?“ Nicht jeder flieht unmittelbar vor Krieg und Lebensgefahr. Dafür ist es wichtig, einen Schutzraum zu haben, in dem man offen reden kann, ohne Angst vor Konsequenzen. Syrer müssen Afghanen fragen dürfen: „Ich bin anerkannt und du nicht, warum, ist deine Heimat sicher?“ Oder umgekehrt: „Wieso werdet ihr anerkannt und wir nicht? Bei uns muss man genauso um sein Leben fürchten!“

Gerold: Die Frage ist, was sind „erlaubte“, also anerkannte Fluchtgründe und was „inakzeptable“ Fluchtgründe. Die politischen Flüchtlinge dürfen bleiben; die Kriegsflüchtlinge, okay, die auch, aber nur, wenn es nicht zu viele sind! Die sogenannten Wirtschaftsflüchtlinge, die wollen wir gar nicht. Dabei sucht jeder – auch wir – nach Lebensraum, wo er eine Zukunft hat.

Sven: Wenn man offen fragen darf wie in der Begegnung der drei jungen Leute, die jetzt im Refugio zusammenleben, dann rücken diese Unterschiede doch eigentlich in den Hintergrund. Eigentlich sind alle Menschen auf der Suche nach diesem Raum.

Gerold: Trotzdem muss man natürlich als Staat irgendwelche Regelungen treffen, weil in der Tat nicht alle, die eine Zuflucht suchen, überall hinkönnen.

Sven: Stimmt, und es stimmt auch, dass wir weit mehr Menschen in echter Not helfen könnten. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Deutschland am Boden, arm, und kam trotzdem mit 12 Millionen Geflüchteten und Vertriebenen klar. Und die Gründe waren nicht nur Vertreibung, sondern auch Armut und Hoffnungslosigkeit.

Gerold: Auch biblisch lässt sich diese Sortierung von berechtigt und unberechtigt nicht durchhalten. Die „Fremdlinge“ in der Bibel waren in der Regel Wirtschaftsflüchtlinge. Abraham, Jakob und seine zwölf Söhne, Naomi und ihre Familie – alle waren Wirtschaftsflüchtlinge. Als Christen dürfen wir jedenfalls nicht in die gleiche Falle tappen wie viele andere und anhand der Unterscheidungen im Asylrecht einen moralischen Unterschied zwischen den einen und den anderen machen. Als sei es unmoralisch, einen geschützten Lebensraum zu suchen, an dem man sich frei und in Frieden mit den anderen entfalten kann.

In Sicherheit!

Ihre Fluchtgeschichte ist voll von schrecklichen Erlebnissen – wie bei so vielen, die aus Syrien gekommen sind. Immerhin sind sie als Familie zusammengeblieben: Mutter, Vater und drei Kinder.

Ihre Heimat war IS-Gebiet geworden. Da war kein Leben mehr möglich. So flohen sie über die Türkei in Richtung Europa, fanden auch Platz auf einem Boot nach Griechenland. Auf einer der Nusschalen, die bei der Überfahrt gekentert sind. Sie wurden gerettet, die ganze Familie! Aber die Weiterreise über den langen Landweg, die sogenannte Balkanroute, als Familie mit kleinen Kindern – das war eine einzige Strapaze. Irgendwann kamen sie in Berlin an und das Landesamt (LaGeSo) schickte sie in die Notunterkunft der Berliner Stadtmission, die erwähnte Traglufthalle, die aber richtig wohnlich eingerichtet ist: Kabinen mit sechs Betten, ein großer „Wohnbereich“ mit Sofas und vielen Steckdosen zum Handy-Aufladen – wie sonst könnte man Verbindung halten zu Menschen, die zurückgeblieben oder noch unterwegs sind. Ein großer Kinder-Spielbereich. Und Mitarbeitende, die den Flüchtlingen zuhören. Darunter auch Majdi, selbst Syrer, der schon seit einigen Jahren in Berlin lebt, zum Pädagogikteam gehört und vor allem mühelos übersetzen kann. „Wir interviewen die Neuankömmlinge“, erzählt er. „Aber nicht, um unsere Neugier, unsere Sensationslust zu befriedigen, sondern um Leben zu teilen. Wir erzählen dann auch von uns.“

Immer wieder hört Majdi den Erzählungen von Frau NN zu und übersetzt es seiner deutschen Kollegin. Schlimme Geschichten. Der Ehemann und Vater der Kinder steht daneben, hört zu und – lächelt. Die ganze Zeit lächelt er in sich hinein. Irgendwann fragt Majdi ihn: „Wie passt das zusammen, alle die schlimmen Geschichten, die deine Frau erzählt – und du lächelst?“ Er sagt: „Ich lächle, weil ich so erleichtert bin, so froh. Wir haben es geschafft. Nach vielen, vielen Schwierigkeiten. Wir sind in Sicherheit. Wir sind gut angekommen. Unsere Kinder sind sicher.“

Die Frau hatte sich festgesehen in den Schwierigkeiten. Aber er war optimistisch, immer positiv. Nicht erst jetzt, sondern schon unterwegs. Und das ist oft entscheidend, um durchzukommen.

Viele neuankommende Flüchtlinge sind sehr froh und erleichtert. Und zunächst rücken all die Mühen gegenüber der Erleichterung in den Hintergrund. Wie bei dem Ehepaar mit Baby, das auch unmittelbar nach der Ankunft in der Traglufthalle landet. Die drei haben nichts, keine Tasche,

nicht einmal eine Winterjacke. Der Mann trägt das Baby unter seinem Hemd. Nach der Aufnahme fragt er ruhig: „Habt ihr Babykleidung?“ Und da sehen die Mitarbeitenden: Das Baby ist vollkommen nackt unter dem Hemd. Wie gut, dass es eine Kleiderkammer gibt. Erleichterung und Dankbarkeit. [...]

Infoblock 2: Integrationsarbeit von Beginn an (mit sechs Projektideen)

Die drei Grundkennzeichen für gelingende Integration sind:

- *Kenntnis der deutschen Sprache*
- *einheimische Freunde*
- *sinnvolle Tätigkeit (Ehrenamt, Praktikum, Beruf)*

Freundschaft entsteht durch Begegnung auf Augenhöhe (das ist schwieriger, wenn die Beziehung vor allem durch das Gefälle zwischen Helfenden und Hilfsbedürftigen bestimmt wird). Dabei spielt nicht nur Zeit zum Gespräch eine wichtige Rolle, sondern mindestens so sehr gemeinsame Tätigkeiten, Erlebnisse; also gemeinsam etwas tun, gestalten, unternehmen.

Das heißt, es müssen Begegnungsräume zum Kennenlernen geschaffen werden und Möglichkeiten gemeinsamer Unternehmungen. Freundschaftliche Beziehungen geben zugleich richtig Rückenwind zum Erlernen der Sprache und für sinnvolle Tätigkeiten.

Aber wenn grundsätzlich die Bereitschaft von Einheimischen da ist, solche Kontakte zu knüpfen und Beziehungen aufzubauen: Wie packt man das an?

1. Verbündete suchen

Engagement in der Flüchtlingsarbeit als Einzelkämpfer führt ganz schnell zu Überforderung. Deshalb ist der erste Schritt, Verbündete zu suchen, die das gleiche Interesse haben. Seit 2015 ist in fast allen Regionen Deutschlands eine Menge geschehen, woran man anknüpfen kann. Vielleicht gibt es in Ihrer Gemeinde schon eine Initiative oder andere Menschen, die daran Interesse haben. Als Nächstes sollten Sie sich kun-

dig machen, welche Organisationen und Initiativen in Ihrer Umgebung bereits arbeiten.

2. Einen Überblick verschaffen

In den meisten evangelischen Kirchenkreisen und vielen katholischen Diözesen gibt es inzwischen Flüchtlingsbeauftragte. Sie haben in aller Regel einen guten Überblick über die Flüchtlingsarbeit in der Region, sowohl über die vorhandenen Einrichtungen (Unterkünfte, Wohnheime usw.) und Träger der Flüchtlingshilfe als auch über die weiteren Initiativen. Sie haben auch die Kontakte zu den kommunalen Kontaktstellen der Flüchtlingsarbeit.

3. Kontakte knüpfen

Im nächsten Schritt wird ein Kontakt geknüpft zu einer Initiative oder Einrichtung in Ihrer Nähe. Dabei ist es wichtig zu klären, welche Unterstützung auf der einen Seite gebraucht und gewünscht wird, und auf der anderen Seite, was Sie selbst bzw. Ihre Gruppe realistischerweise leisten können. Klarheit an dieser Stelle hilft sehr, spätere Enttäuschungen zu vermeiden. Ihre Hilfe wird mit Sicherheit gebraucht, nur vielleicht nicht an dieser Stelle oder in der anfangs gedachten Form.

4. Konkretes Projekt starten und Erfahrungen sammeln

Überlegen Sie, was Sie wirklich machen möchten, was Ihren Gaben und Kapazitäten entspricht. Starten Sie dann (in der Regel als Team) ein konkretes, überschaubares und zeitlich befristetes Projekt. Einige Projektideen stellen wir unten vor.

Es gibt kein Scheitern! Es gibt nur gesammelte Erfahrungen. Und die werden dann ausgewertet. Fehler und Enttäuschungen sind wichtiger Bestandteil des Lernens. Wer sich das zu Beginn klarmacht, kann gelassen mit auftretenden Schwierigkeiten umgehen.

Vielleicht ist es aber auch gar nicht dran, ein neues Projekt zu starten, sondern ein vorhandenes zu unterstützen bzw. als „Staffellauf“ weiterzuführen.

5. Auswerten

In jedem Fall ist es ausgesprochen sinnvoll und hilfreich, immer wieder auszuwerten, um die Lernfortschritte „zu sichern“. Gegebenenfalls ziehen Sie dafür einen Berater oder eine Beraterin hinzu.

Das Ergebnis kann immer in vier Richtungen ausgehen:

- a) Sie führen das Projekt – gegebenenfalls mit Veränderungen – weiter.
- b) Das Projekt hat sich im Prinzip bewährt, aber andere sollten es weiterführen.
- c) Die Idee war einen Versuch wert, aber nicht mehr. Mit der gesammelten Erfahrung versuchen Sie etwas anderes.
- d) (Tritt hoffentlich nicht ein:) Das Projekt hat Ihnen gezeigt, dass Sie für solche Aufgaben völlig ungeeignet sind. Im schlimmsten Fall engagieren Sie sich nie wieder ehrenamtlich. Aber dazu muss bei den vorigen Schritten so ziemlich alles falsch gelaufen sein.

Projektideen

1. Kochparty im Gemeindehaus

Flüchtlinge in Notunterkünften und Erstaufnahmen haben in aller Regel keine Möglichkeit, selbst zu kochen, sondern müssen das essen, was das Catering liefert. Dadurch steigt je länger, je mehr das Bedürfnis, selbst zu kochen „wie zu Hause“. Die Zutaten dazu sind in größeren, multikulturellen Städten in aller Regel zu kaufen. Eine Gemeinde, die eine einigermaßen große Küche hat, lädt eine Gruppe interessierter Flüchtlinge zu sich ins Gemeindehaus zu einer Kochparty ein.

Vielleicht geht man dann zunächst gemeinsam in einen türkischen, arabischen oder afrikanischen Laden zum Einkaufen. Dann wird gekocht (vielleicht so, dass mehrere Gänge aufgeteilt werden, vielleicht auch so, dass die Einheimischen beim Kochen „hospitieren“). Bis dann gemeinsam gegessen wird, sind Sprachbrocken vollkommen ausreichend.

Die „Hipster“-Form davon ist interkulturelles „Kitchen-Hopping“. Dabei werden Kleingruppen gebildet (Anzahl und Größe der Gruppen richtet sich nach der Anzahl der Menü-Gänge). Nach dem Kochen und Verzeh-

ren jedes Ganges ziehen alle Gruppen in eine andere Küche um und jemand anderes ist für den nächsten Gang zuständig. Das Ganze dauert entsprechend lang und erfordert viel mehr Organisation.

2. „Ich zeig dir meine Stadt“

Erster Schritt: Begegnungsräume zum Kennenlernen

In der Flüchtlingsunterkunft, dem Wohnheim oder Ähnlichem wird einmal monatlich ein Begegnungsabend für Flüchtlinge (nicht nur aus dem Haus, sondern auch aus deren Netzwerken) mit Einheimischen (zum Beispiel aus Gemeinden) organisiert: Musik, Tanz, Gespräch, Spiele oder Ähnliches oder auch im Rahmen eines Sprachcafés (siehe unten).

Während des Abends stellen Einheimische, die das möchten, ihr Angebot vor: „Ich zeig dir mein ...“

Dabei sind der Kreativität keine Grenzen gesetzt:

„Ich zeig dir meine Stadt“ (zum Beispiel besondere Orte, die einem persönlich etwas bedeuten), „Ich zeig dir meine Badestelle“, „Ich zeig dir meinen Job“, „Ich zeig dir meine Oma“, „Ich zeig dir mein Sportverein“, „Ich zeig dir meine Kirche“ usw. (Aber möglichst kostenfrei, um nicht doch wieder in die Helfer-Bedürftigen-Falle zu tappen.)

Flüchtlinge können wählen, was sie mit wem kennenlernen möchten.

Wichtig: direkt Kontaktdaten austauschen, klare Absprachen treffen (zum Beispiel auch: wenn bei einem Termin verhindert, absagen! Usw.) Zunächst Einmal-Projekt ohne gegenseitige Erwartungen.

Zweiter Schritt: Unternehmung

Man trifft sich zum verabredeten Termin und die Einheimischen zeigen den Flüchtlingen, was sie lieben, geben ihnen Anteil. Die Flüchtlinge nehmen Anteil, interessieren sich, lernen schätzen. Es geht um Augenhöhe! Wenn Flüchtlinge schon einige Zeit an dem Ort leben, können sie ihrerseits etwas von ihren bisherigen Entdeckungen teilen.

Es reichen begrenzte sprachliche Verständigungsmöglichkeiten. Der Erlebnischarakter steht im Vordergrund.

Am Ende können weitere Verabredungen getroffen werden – oder auch nicht.

3. Lern-Computer für Kinder in der Notaufnahme

In großen Unternehmen werden regelmäßig PCs und Notebooks, die nicht mehr dem Standard entsprechen, ausrangiert. Unter anderem aus steuerlichen Gründen dürfen sie aber nicht von Mitarbeitenden privat übernommen werden. Aber für soziale Zwecke können sie genutzt werden. Meistens ist die IT-Abteilung auch froh, wenn es eine sinnvolle Weiterverwendung gibt (und sie nicht die Entsorgung übernehmen müssen).

Schon mit einer Anzahl von mindestens zehn solcher Notebooks kann ein pädagogisches Projekt in einer Notunterkunft gestartet werden.

Lernprogramme für Kinder laufen in der Regel auch auf älteren Betriebssystemen. (Die von uns verwendeten Computer laufen mit einem etwa zwölf Jahre alten Windows-Stand (XP SP2) ohne Internet-Zugang und ohne Windows-Update. Als Programme empfehlen sich zum Beispiel:

- Omnitux (<http://omnitux.de.softonic.com/>)
- GCompris (<http://gcompris.de.softonic.com/>)
- Tuxpaint (<http://www.tuxpaint.org/download/>)
- Childsplay (<http://childsplay.de.softonic.com/>)

Alles ist lizenzfrei aus dem Internet downloadbar. Lediglich die Windows-Version von GCompris kostet 10 €, wenn man alle 100 Aktivitäten freischalten will (Linux-Version ganz kostenlos).

Die Programme werden auf den Notebooks installiert und die Geräte im Flüchtlingsheim in einem abschließbaren Schrank gelagert.

Zu regelmäßigen Zeiten kann dann ein kleines Team Ehrenamtlicher sich abwechseln, die Notebooks aufbauen, die Kinder und Jugendlichen einweisen und das Ganze beaufsichtigen.

4. Sprachcafé

An vielen Orten schon mit Erfolg durchgeführt und getestet ist das sogenannte Sprachcafé. Viele Geflüchtete lernen meistens schon in Integrationskursen und Sprachkursen Deutsch, aber haben selten Gelegenheit, sich einfach zu unterhalten. Geflüchtete wie Einheimische brauchen Orte, an denen sie sich unverbindlich begegnen und kennenlernen können.

Im Sprachcafé kommen zwei Dinge zusammen, die für Annäherung und Integration ganz wichtig sind: ungezwungenes Kennenlernen und Deutschsprechen.

Vorbereitung: Ein Sprachcafé kostet fast nichts und wird ehrenamtlich organisiert. Es kann einmal oder mehrmals in der Woche stattfinden, am besten zu einer Zeit, zu der Einheimische und Geflüchtete kommen können, meist nach der Arbeit und nach anderen Kursen, also ab 17 Uhr und dann für etwa zwei Stunden. Es gibt Stifte, Papier, Wasser, Tee, Kaffee, Kekse, Kleinigkeiten, die die Teilnehmer nichts kosten dürfen, weil einige Menschen im Sprachcafé (auch Einheimische) kaum Geld haben.

In der Lokalzeitung, auf Flyern und in E-Mails sollte man auch genauso dafür werben: Das Sprachcafé ist ein unverbindlicher Treffpunkt für Konversationsdeutsch. Auf Flyern für die Flüchtlingseinrichtungen ist es gut, den kurzen Text mit genauer Adresse und Zeit auch auf Farsi, Arabisch, Somali und Englisch abzdrukken. Die Erfahrung zeigt, dass nicht nur Geflüchtete kommen, um Deutsch zu lernen, sondern auch Austauschstudenten, Besucher aus anderen Ländern, Migranten.

Schüler, Lehrer, Organisatoren: „Lehrer“ darf jeder sein, der normales Alltagsdeutsch sprechen kann, „Schüler“ jeder, der Deutsch lernen will. Bis auf die Ehrenamtlichen, die gerne immer wieder kommen und mit-helfen, das Sprachcafé zu organisieren, muss sich niemand verpflichten, beim nächsten Mal wiederzukommen.

Begleitung und Regeln: Wichtig ist es, persönlich für die Besucher des Sprachcafés da zu sein, damit die neuen Begegnungen und Freundschaften Freude machen. Lernen und Begegnung müssen auf Augenhöhe stattfinden. Alle – auch die „Lehrer“ – sind Lernende. Für die Wertschätzung ist es wichtig, dass niemand im Sprachcafé aus schlechtem Gewissen jemandem Geld gibt, Kleidung oder Wohnraum, oder falsche Erwartungen weckt. Mitleid ist im Sprachcafé völlig unangebracht. Es ist ein Ort, an dem der Respekt und die Neugier einem zwei kostbare Stunden mit ganz anderen Menschen schenkt, die Gott einzigartig geschaffen hat.

Sprache üben: Besucher werden jedes Mal neu in Gruppen eingeteilt, je nach Sprachkenntnissen und Deutschniveau. Ein bis vier Lernende

sitzen dann mit einer oder einem Deutschsprachigen zusammen, der oder die einfach ein Gespräch führt. Bücher, Grammatik, Vokabeln sind zweitrangig, wichtig ist echte Unterhaltung.

Das Sprachcafé wird so schnell zum Begegnungsort, Freundschaften entstehen, man lädt sich zum Essen oder ins Kino ein oder man kommt wirklich nur zum Plaudern. Nach zwei Stunden hat man als Besucher eine wichtige Brücke in eine andere Kultur geschlagen und vor allem in andere Leben.

5. Kunstworkshop

Das Refugio hat einen schönen alten Saal. Wie gemacht für die Kunstworkshops von „Givesomething Back to Berlin“, einem Verein von Zugewanderten, die in Berlin etwas Gutes tun wollen und die ihr Büro im Refugio haben. Die Idee zündete und Tausende von Ehrenamtlichen sind involviert. Hier stehen vor allem die Kinder und Jugendlichen im Mittelpunkt, wenn einmal in der Woche zusammen gebastelt, Theater gespielt, gemalt oder erzählt wird. Wichtig ist, genügend Bastelmaterial zu haben und ein konkretes Projekt, wie Kronen aus Papier zu bauen und die Kinder dann Könige und Königinnen spielen zu lassen.

Kinder aus Flüchtlingseinrichtungen leiden vor allem darunter, dass ihre Kreativität brachliegt. Ein paar Stunden spielen, malen und singen ist für sie da wie ein Paradies. Wichtig dabei ist, dass die Kinder und Jugendlichen nicht zu lange zuhören müssen, sondern selbst etwas gestalten dürfen, mit klaren Vorgaben und Freiräumen. Sie brauchen bei den zwei bis vier Stunden Kunstworkshops auch nicht viele verschiedene Themen. Außerdem sollten die Erwachsenen, die mit ihnen spielen, nicht immer neue Gesichter haben. Sie brauchen Menschen, die sie kennenlernen können, so wie man neue Nachbarn kennenlernt.

[...]